„Das ist Bahia, am Meer“

Berlin im Januar. Die Stumpfheit des Lichts. Alles wirkt bodenlos, störungsanfällig, neuralgisch. Die Konturen der Häuser beginnen zu flackern, sich zu zersetzen. Berlin soll wie Berlin aussehen, aber es will nicht. Die Touristen stehen auf der Infobox des Potsdamer Platzes und starren auf die Kräne und Bulldozer der Großbaustellen. Alles ist emporgewachsen. Die tiefen Schlünde sind beseitigt. Alles ist verrohrt, verkabelt, vernetzt. Doch was fehlt, ist das Flair und die Würde der zwanziger Jahre. Die neuen Megablöcke sind rechtwinklig, blutleer, monoton und autoritär. Und vor allem: ohne Intimität. Berlin läßt sich nicht zurückverwandeln. Hat sein Alter verloren. Sein Gedächtnis mit Stahlbeton überschichtet. Nichts ist zufällig, improvisiert, alles ist geplant.
Nicht geplant werden können die physischen Aktionen des Schreibens und des Lesens. Die Emotionen der Sprache. Die Welt der Bücher. Dieser Gedächtnisbereich ist der Stadt erhalten geblieben: Hier kannst du eintreten, umherwandern. Hier kannst du Zeitzeugen begegnen, die selbst ein Teil des alten, verflüchtigten Berlins sind. Und wer wissen will, wo alles anfing, wo alles endete oder sich ein zweites und drittes Mal wiederholte, sollte das heutige Berlin nicht ohne Bücher durchqueren. Gerade dort, wo die vertraute Umgebung der zurückliegenden Jahrzehnte verschwunden ist, sind die Bücher Berliner Autoren ein wegweisendes Hilfsmittel, um das Gewesene mit dem Gegenwärtigen zu verbinden. Aber es gibt Glücksfälle, wo das Äußere mit dem Beschriebenen übereinstimmt: wo das Alte noch anwesend ist und die Aura von damals erhalten blieb, oder wo das neue Buch mit dem heutigen Zustand identisch ist! Ein solches Buch ist *Irres Wetter* von Kathrin Röggla: „Nervös, hibbelig, hektisch, ein ultimativer Berlintext, die perfekte Simulation einer Stimmung, die morgen schon vorüber sein kann. Und dann ist dieser Text überholt. Sofort und spurlos, als wäre er gelöscht“, heißt es in der Kritik von Meike Fessmann:

Eile ist also angesagt. Wer diesen Text lesen will, muß es schnell tun. Im Moment gibt es, nichts Besseres. Nichts Besseres über Berlin. Wer heute Berlin sagt, meint nicht die Stadt im klassischen Sinn, keinen realen Ort. Berlin ist ein Konzept, ein Label. Unter dieser Flagge kann man segeln. Wohin auch immer. Wohnen kann man dort nicht.

Und das ist die Gegenwart.
Aber es gibt eine Berlin-Poesie, die nach vielen Jahren noch immer nicht überholt und vergessen ist. Diese schrieb Gottfried Benn. Rauschhafte, furchtlose, mythenbesessene Gedichte und Prosa, die die „schmerzhafte Gegenwärtigkeit und Abwärtsstimmung“ der zwanziger und dreißiger Jahre wiedergeben. Die den Krieg und die Nachkriegszeit in sich aufnahmen und trotzdem von der unverwechselbaren Persönlichkeit dieses Dichters geprägt sind. „Das Große an Benn aber ist, wie er sein Ich als Welt hinzustellen vermag und damit die Tragödie der Zeit sichtbar macht“, heißt es in der Bewertung von Peter Hamecher in der Monographie von *Rowohlt*.

Ein Ich, ein spätes Ich. Ein Ich, das in Nachtcafés und Restaurants herumsitzt und gelegentlich einen zischt.

Abende in Destillen, an denen die Gedanken versinken und Benn zu träumen beginnt. Auf großen Routen dahinfährt. Urwaldnächte hindurch. „So sahst Du über die Erde und hast die Welt gedacht… Orangen und Karnivore, das ist Bahia, am Meer… und große Schwärme der Falter ziehn von den Gräsern her… “, heißt es in einem Gedicht von 1943. Ein Ich im Rausch, in seiner Verklärungssucht. Da sitzt er an einem kleinen Tisch, dicht an der Heizung und raucht seine Juno im *Würzburger Hofbräu*.

Das sind doch Menschen, denkt man, wenn der Kellner an einen Tisch tritt, einen unsichtbaren Stammtisch oder dergleichen in der Ecke, das sind doch zartfühlende Genüßlinge, sicher auch mit Empfindungen und

Leid.

Das Ich als auratisches Objekt, das sich in viele Formen verwandelt.
Es gibt ein kleines, handliches rotgebundenes Buch von Benn, das 1986 im *Klett-Cotta-Verlag* erschien und in dem alle Gedichte von 1912 bis 1956 enthalten sind: die zu Lebzeiten veröffentlichten, die unveröffentlichten und die poetischen Fragmente. Hier kannst du zu graben beginnen. Zu blättern und zu lesen.Und hier erlebst du sie, die schwer zu vereinbarenden Gegensätze. Das Verströmungsgedränge, die primären Tage, die Divergenzen, die Großstadtnächte, Berlin mit fremder Welt bepflanzt. „Jeder sieht hier etwas enden… keiner sieht, was hier beginnt", schreibt Benn in einem Gedicht, das er Berlin widmete. Mit diesen Benn-Sätzen im Kopf kann man losfahren. Auch wenn sich der Stadtplan zum wievielten Male erneuert hat! Die Vibrationen tektonischer Verschiebungen sind auch in seiner Prosa oder in seinen Gedichten feststellbar. Da gibt es Territorien diesseits und jenseits literaturhistorischer Interessen: beschriebene, veranschaulichte und wieder verinnerlichte Räume, die jeder selbst entdecken muß. Und so überblickt man die Jahre, die Spannungen, die Zerfallseinheiten. Die Dimensionen eines poetischen Stadtplanes sind langwierigen Veränderungen unterworfen. „Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird", formulierte einmal Martin Walser. Es dauert seine Zeit.
Die erste „Tour zu Benn" unternehmen wir am Montag, den 10. Januar. Die Literatur als Vorwand, um sich Berlin zu nähern. Die Vita eines Dichters als Vorwand, um dem eigenen Ich zu begegnen, das in seinen Gedichten schon längst unterwegs ist. Die Namen als Wegzeichen nutzend: Kurfürstendamm, Bundesallee, Berliner Straße, Bozener Straße 20. Ein graues, vierstöckiges Haus der Jahrhundertwende. Eine schöne alte Holztür. Da ist es: das Einst. Mit den Mitteln der Literatur kaum zu begreifen, du mußt es mit deinen Händen ertasten! Das Leben hält an und fließt fort. Sehen ist obligatorisch. Rechts neben der Haustür die Gedenktafel aus hellem Stein:

Hier wohnte vom 1.12.1937 bis zu seinem Tode am 7.7.1956 der Dichter Gottfried Benn.

Der alte Hausflur mit weißen Marmorstufen. Ein kleines Marmorbänkchen mit einem ovalen Spiegel darüber. Allein dieser Anblick vermittelt dir mehr als jeder Klappentext seiner Bücher! Es ist, als könntest du das Geräusch seines aufflammenden Streichholzes hören: Wie er hier saß und seine Juno rauchte. Die Augen gehen dir über. Vorausgesetzt, daß du Schmerz empfindest, ihn hier sitzen zu sehen. An den braunen Marmorwänden ovale Reliefs mit Blumensträußen und elfenartigen Frauen. Ich gehe die Treppe empor und stehe vor der rechten Wohnungstür, die die seine war. In der Ecke ein kleiner Aufzug mit einem winzigen Fenster. Alles unverändert und tausendmal benutzt. Nicht aus der Bahn geschleudert.
Hier hat er gewohnt: Ein frisch verheirateter Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten, der in seinem kleinen einfensterigen Behandlungsraum seine Gedichte schrieb: „Gehirnkeile in Satzreihen", die für das Bewußtsein der Nationalsozialisten so unbegreiflich und so gefährlich wirkten, daß Benn 1938 mit einem Schreibverbot belegt wurde. Zweiundfünfzigjährig und Mitglied der *Preußischen Akademie der Künste*. Seine vorübergehende Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie 1933 hatte er längst und konsequent korrigiert. Der Kollektivtraum vom künftigen besseren Leben war ausgeträumt. Gottfried Benn blieb ein vereinzeltes Ich. Ein ausgegrenztes, vereinsamtes Ich, das die Parolen der Massen mied. Das zwischen Stethoskop und Valium seine Gedichte schrieb und die Abende im *Dramburg*, einem Lokal an der Ecke zum Bayrischen Platz, in der Nähe seiner Wohnung, verbrachte: heute eine Eckkneipe mit dem Namen *Robbengatter*, mit California Breakfast, Robbengatter-Frühstück, Italienischem Frühstück, American Fingerfood, Brunch-Teller und Taco Mexico. Dazu König Pilsner oder Schöfferhofer Pils. Eine alte, erneuerte Restaurant-Kneipe, in der nur noch wenig von der alten Atmosphäre übriggeblieben ist. Hier saß Benn, in stillen Tagen „zwei gesunde Schnäpse trinkend", einen alten Kellner beobachtend, dessen Leben dahinfloß.

Ich sitze abends lieber allein in meinem Lokal, trinke, die Wände sind abgerückt, es ist mehr Kulisse da als

in meiner Wohnung, das Radio spielt, erweitert die Szene, ich sehe die Dinge vor mir, lockerer, schattenvertiefter, manches verschlingt sich miteinander, meine Notizen rücken sich näher.

Dramburg war für ihn die Welt, heißt es. Ein Dichter, der abgetaucht und abgeschirmt seine Notizen schrieb. Gedichte werden nicht geplant, sie bedürfen der Anlässe, bestimmter Erregungen und Verstörungen oder konkret wie bei Gottfried Benn: entsetzlicher Eindrücke. Wer Benns frühe Lyrik zu lesen beginnt, wird mit vier Gedichten konfrontiert, die er schrieb, als er junger Arzt in der Pathologie des Westend-Krankenhauses in Berlin-Charlottenburg war. Man spürt noch Betroffenheit, Mitleid und Trauer über die physische Nichtigkeit des Menschen, die später höhnischer Zynismus ersetzen sollte, durch einen schroffen, aggressiven, nihilistischen Ton abgelöst wurde.

Ein ersoffener Bierfahrer wurde auf den Tisch gestemmt.
Irgendeiner hatte ihm eine dunkelhellila Aster
zwischen die Zähne geklemmt.
Als ich von der Brust aus
unter der Haut
mit einem langen Messer
Zunge und Gaumen herausschnitt,
muß ich sie angestoßen haben, denn sie glitt
in das nebenliegende Gehirn.
Ich packte sie ihm in die Brusthöhle
zwischen die Holzwolle
als man ihn zunähte.
Trinke dich satt in deiner Vase!
Ruhe sanft,
kleine Aster!

Das sind Skalpell-Bilder, die er in einer trockenen, ironisch-versachlichten Sprache niederschrieb, die mit seinen späteren übersteigerten Wortstößen noch nicht zu vergleichen ist.
Ein junger Arzt versucht Distanz zu halten! Versucht zu den aufgebrochenen Leichen auf dem Seziertisch eine sprachliche Form zu finden, um seinen Schrecken, seinen Ekel zu ertragen und die ganze Nichtigkeit des physischen Daseins zu akzeptieren. Eine solche Beschreibung schockiert und belustigt zugleich, der Schrecken wird zur Lust, die Furcht vor den persönlichen Berufserfahrungen wird mit einer literarischen Artistik bewältigt, die seinerzeit ohne Beispiel war. So hat nach „Kleine Aster“ das zweite Gedicht seines Morgue-Zyklus, den Titel „Schöne Jugend“:

Der Mund eines Mädchens, das lange im Schilf gelegen hatte,
sah so angeknabbert aus.
Als man die Brust aufbrach, war die Speiseröhre so löcherig.
Schließlich in einer Laube unter dem Zwerchfell
fand man ein Nest von jungen Ratten.
Ein kleines Schwesterchen lag tot.
Die andern lebten von Leber und Niere,
tranken das kalte Blut und hatten
hier eine schöne Jugend verlebt.
Und schön und schnell kam auch ihr Tod:
Man warf sie allesamt ins Wasser.
Ach, wie die kleinen Schnauzen quietschten!

Da stören keine üblichen Vierzeiler oder Fünfzeiler, da stört kein deutscher Reim oder Vers, die die Darstellung einzäunen, vergewaltigen. Da stört keine Kunstsprache, keine Wissensfülle. Die Wirklichkeit ist real und klar überschaubar. Da war er also: Der metaphernlose Gegenwartsbezug zu den Dingen der eigenen Umwelt, wie ihn etwa fünfzig Jahre später die Pop-Lyriker propagierten. „Oh, die alltäglichen Dinge", formulierte euphorisch Rolf Dieter Brinkmann, der damals Gedichte über Schuhsohlen und Unterhosen forderte. Doch der Blick von Benn ging noch tiefer, bis in das anatomische Innere des menschlichen Körpers: in geöffnete Brusthöhlen, Lungenflügel, Mägen oder Gehirne. Jahre später waren es nicht mehr die sezierten Körper, sondern die „epidemischen Gehirnerschütterungen" der Menschheit, die er reflektierte: der gesamte Weltstoff, den der Mediziner und Naturwissenschaftler Benn in endlosen Wort-Kaskaden durch seine Texte stürzen ließ. Aber zurück zu den „Gehirnen" eines jungen Arztes namens Rönne. Die älteste Benn-Ausgabe, die ich besaß, war ein verblichenes *Ullstein*-Taschenbuch mit dem Titel *Provoziertes Leben* aus dem Jahre 1959. Und unvergeßlich die darin enthaltene Rönne-Novelle „Gehirne", die Gottfried Benn 1915 schrieb: Rönne erzählt darin, daß er zwei Jahre in einem pathologischen Institut gearbeitet hätte.

Das bedeutet, es waren ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen, und das hatte ihn in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft.

Es war dieses winzige Wort „erschöpft", das er in Anbetracht von zweitausend geöffneten Leichen gebrauchte, das ich nicht vergessen konnte. Diese apathische Gelassenheit. Diese Distanz von Rönne zu sich selbst. Und natürlich ist der Blick von Rönne Benns persönlicher Blick: Darin die innere Lebenswende. Das strömende Leben. Der heillose Entfremdungsvorgang durch seine eigene Skalpell-Erfahrung. Rönne erlebt seine Bewußtseinskrise, seinen Wirklichkeitsverlust. Angesichts dieser schmerzhaften Hinfälligkeit bleibt nur noch die Flucht in die berauschte Innenwelt. In das „weltentrückte Dahintreiben" eines schreibenden Ichs, das seinerzeit erst neunundzwanzig Jahre alt geworden war. Und „das Ich zerfällt… Das Komplexe wird brüchig, man sieht durch die Risse", schreibt Benn, „unmöglich, noch in einer Gemeinschaft zu existieren, unmöglich, sich auf sie zu beziehen in Leben oder Beruf; zu durchsichtig die Wrackigkeit ihrer antithetischen Struktur, zu verächtlich dieser ewig koitale Kompromiß embonpointaler Antinomien." Was zählt, ist das Geschäft und das Handwerk der Halluzinationen. Und hier beginnen die polemischen Ausfälle: seine Deformationen und seine Dissonanzen.

Wie soll man leben? Man soll ja auch nicht!

Und weiter:

Man lebt vor sich hin… man lebt zwischen Antennen, Chloriden, Dieselmotoren, man lebt in Berlin.

Eine Stadt, die ich schon fast vergessen hatte.
Berlin also. Schaustelle Berlin. Im Moment des Entstehens: zweite oder dritte Stadtwerdung. Die Mitte pulsiert, aber die Ränder wirken passiv, ins Abseits geschoben! Alleingelassen. Die alten Häuser wie eine schützende Wagenburg um das *Robbengatter*. Draußen die Bozener Straße. Vor dem Gebäude Nr. 20 eine Fichte, geparkte Motorräder, mit Planen geschützt. Ein paar Schritte weiter der Zeitungskiosk und dann diese Eckkneipe, ehemals *Dramburg*. Eine Stadt in Widersprüchen, und wer diesen Ort mit eigenen Augen und eigenem Gedächtnis durchstreift, wird diese Widersprüche in sich selbst entdecken. Es ist das „späte Ich", das schemenhafte Selbst, mit dem du dich zu identifizieren versuchst, und es ist das verzweigte, zu spät gekommene Ich der Jetzt-Zeit.
Früher wollte jeder über eine eigene, vollendete Identität verfügen. Heute, im Zeitalter virtueller Lebewesen, will man sich von seiner Identität wieder lösen, verschiedene Masken erproben, Rollen wechseln, ein Mausklick genügt. Man wechselt das Ich, wie man sich eines Kleidungsstückes entledigt. Die ehemalige Überhöhung des Individuums hat zum Scheingeschöpf geführt, zu seiner Inszenierung oder zu seiner

Auslöschung. Und es scheint, als würde Berlin das gleiche tun: ein neues Bild erproben, von einer Vision in die andere wechseln.

Rönne aber sagte: Sehen Sie, in diesen meinen Händen hielt ich sie, 100 oder auch 1.000 Stück: manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich: Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muß immer danach forschen, was mit mir möglich sei.

Ja, was ist möglich mit den Menschen? Mit dieser Hauptstadt? Berlin ist ein Begriff, auf den jeder projizieren kann, was er will: riesige Hirne, schweifende Stunden, sich kreuzende Lebensläufe. „Das Ich ist eine späte Stimmung der Natur", sagte Benn. Und Natur war für ihn ein Chaos sinnloser Übertreibungen. Ein Prozeß der „Ausschweifungen... Verdichtungen und Vernichtungen". Und das Ich eine „unausdenkbare Konzentration immensester Spannungen auf kleinstem Raum". Ein Wesen, das an „das Gefüge der Welt rührte". Aber inzwischen ist dieses „Gefüge" längst zusammengebrochen, wie es Benn den „Mittelmenschen" zynisch voraussagte. Und er forcierte das Erlebnis, forcierte das Chaos, bis „die Dinge zersprangen und die Bruchstellen zu funkeln begannen". Das alles war Lebensstoff, den er verarbeiten konnte: Dieses Ineinandergreifen oder das „Nebeneinander der Dinge", dieser fragmentarische Rohzustand des erweiterten Ich, das sich sprunghaft in Bewegung gesetzt hatte.
„Mit dem Mauerfall aber ist etwas passiert, was es sonst in keiner anderen Stadt gibt: Alles kam in Bewegung", schreibt Meike Fessmann über *Irres Wetter* von Kathrin Röggla.

Alles ist minutiös verzeichnet, doch keiner kennt den Maßstab.

Benn hatte recht: Dem „Armen Hirnhund", wie er sich selbst nannte, war dieser Maßstab längst abhanden gekommen. Heute liest man im Buch von Kathrin Röggla:

Die Zeichen vermehren sich ständig, aber keiner hat mehr Lust, sie zu deuten.

Keiner will mehr etwas hinein-, keiner etwas mehr hinauslesen - alle wollen nur noch geradeaus gehen und zwar im schnellen Jetzt, sonst ist es zu spät. Aber weshalb es zu spät wird, will keiner mehr wissen, Hauptsache: Du bist unterwegs. „Der Erdboden ist zerrüttet von purer Dynamik und reiner Relation", registrierte schon Benn, „überall imaginäre Größen, überall dynamische Phantome, selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu fassen, immer nur der Prozeß an sich, immer nur die Dynamik als solche", formulierte er in seiner Akademierede 1932. Der beste Aufbewahrungsort solcher Bücher - und der diesjährigen Neuerscheinungen - sind in dieser schnellen Zeit die eigenen Jackentaschen: Du kannst die Bücher beliebig oft herausnehmen, das darin Geschriebene ist jederzeit erreichbar, du kannst die Lektüre beliebig oft unterbrechen, das Gelesene mit dem Sichtbaren vermischen, ergänzen, verwandeln - und zwar jetzt - sonst ist es zu spät.
Das Dasein als Provisorium. Und das Ich als eine Existenzform, die unterwegs ist. Zwei Autoren, die von Iris Radisch als „Trümmermänner" mit „bösem Blick" bezeichnet werden, sind zur Zeit mit ihren aufgelösten, zerstörten Identitäten in den Trümmern Berlins unterwegs: Es ist Wolfgang Hilbig mit seinem authentischen *Provisorium* und Reinhard Jirgl mit seiner fiktiven *Atlantischen Mauer*. Was bei diesen beiden „Selbsterregern" an Gottfried Benn erinnert, ist die Intensität, mit der sie mit sich selbst experimentieren. Hilbig, indem er sich aus seiner Biographie herauslöst und ein anderer wird - „Ein Veränderter blickt auf sich selbst zurück und nennt sich er", schreibt Ursula März in der *ZEIT* - und Jirgl, ein „Maul-Jogger", der sich mit seiner routinierten Sprachmächtigkeit über seine eigenen und alle übrigen bundesdeutschen Verdrießlichkeiten hinwegsetzt und einfach eine Groteske erfindet. Eine Groteske, in der es scharenweise Verstümmelte und Herzamputierte gibt. „Wie soll man da leben?" fragt Benn. Man lebt ja auch nicht. Man ist unterwegs, und das Rönne-Erlebnis ist vergessen.
Berlin also, und darin die heillose Gegenwart. Rollenwechsler in Massen! Selbstverlust als Weltverlust.

Halbwegs lesefreudige Büchernarren werden ihre Freude haben. Aber zurück zu mir selbst: Es ist inzwischen Dienstag, der 1. Februar. Wir fahren, vom Roseneck kommend, die Clay-Allee entlang, um am Waldfriedhof Dahlem das Grab von Benn zu suchen. „Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben, das wird die rechte Mischung geben“, heißt es bei Goethe. Die Recherche einer Autoren-Vita erfordert verschiedene „archäologische Forschungsexpeditionen“, die in Berlin bequem mit dem Bus oder dem eigenen Wagen, mit der S- oder U-Bahn zu verwirklichen sind. Ein ernster Friedhof mit hochgewachsenen Tannen und Kiefern, zwischen denen irgendwo Gottfried Benn, Erich Mühsam, Karl Hofer und Karl Schmidt-Rottluff liegen. Wir gehen den Hauptweg entlang und suchen auf der linken Seite die Nr. 27B. Es fehlt der Überblick und wir laufen verwirrt in die Tiefe der Grabreihen. Und welches Fluidum, würde Benn sagen, welcher Zerfallsgeruch!

Die Lymphknoten schwellen auf und ab.

Das Grab ein Doppelgrab von Benn und seiner Frau Ilse, die erst am 18.3.1995 starb: neununddreißig Jahre später als er. Ein grauer, zehn Zentimeter dicker Grabstein mit Metallbuchstaben. Du stehst und schaust, was fällt dir ein?

Worte, Worte - Substantive! Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen und Jahrtausende entfallen ihrem Flug.

Ansonsten nur Widerwillen vor dem Rinnen der Säfte, vor dem eingeebneten Fleisch. Ein kleiner Rhododendronstrauch: das Grab zur Hälfte mit Tannenzweigen bedeckt. Zwei grüne Sträucher an beiden Seiten. Und dann ist es vorbei, ein siebzigjähriges Leben, vorübergegangen wie ein Nachmittag. Für Benn ein „kurzes Schlittenglück“.
Die Erinnerung wird zum Thema ihrer selbst. Und wie jede Lebensspur ist auch die seine auf wenige Daten zu reduzieren: geboren am 2. Mai 1886 in Mansfeld, Kreis Westprignitz. Zwei Semester Theologie in Marburg, zehn Semester Medizin in Berlin. Ab 1911 Unterarzt im Infantrie-Regiment 64 und danach Pathologe und Serologe im Westend- Krankenhaus in Berlin-Charlottenburg. Ab 1913 Leiter des Pathologischen Instituts am Städtischen Krankenhaus in der Sophie-Charlotten-Straße. Im Jahre 1914 als Schiffsarzt nach Amerika und von 1915 bis 1917 als Militärarzt in Brüssel. Vom 10. November 1917 bis 1935 praktizierte er als Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Belle-Alliance-Straße 12, dem heutigen Mehringdamm in Kreuzberg. Ein Stadtviertel, das mit seinen Eckkneipen, Trödelläden und Pfandhäusern noch unverstümmelt dahinlebt: unverzärtelt selbständig, kartographisch längst poetisiert und in wohltuender Entfernung zum Neuen Berlin.
Lesendes Reisen gehört dem Unbewußten! Für Amateure und Dilettanten wie geschaffen. Durch die Straßen Berlins zu wandern, ist eine grenzüberschreitende, vergnügliche Tätigkeit von literaturinteressierten „Reisenden“, die unter Ausschaltung des bewußten Wissens gern unterwegs sind. Man beobachtet und läßt sich treiben. Und noch immer entdeckst du die Einschußlöcher in vielen Häuserwänden. Das Pflaster von Granatsplittern geschrammt, zugemauerte Kellerfenster, darüber die verblichenen Pfeile ehemaliger Luftschutzräume. Dann wieder kleinbürgerliche Gemütlichkeit, als wäre nichts geschehen, liebenswerte Normalität, die an nichts erinnert. Weder an den ersten Weltkrieg noch an den zweiten. Und gerade deshalb mußt du an die zwanziger Jahre zurückdenken, als Benn seine Praxis hier hatte: an die zunehmenden politischen Auseinandersetzungen zwischen Rechts und Links. Zwischen Kommunisten und Freikorpsleuten. Auf den Straßen Tausende von Arbeitslosen, Kriegsinvaliden, entlassene Soldaten und Offiziere. Inflation, Demonstrationen und Morde. Bürgerkriegsähnliche Zustände: „Blutflüssig dürstende Pilatusschnauzen“, die „Schädelstätte Abendland“.
Für den zynischen Gottfried Benn „die totale Auflösung, Konglomerate, neurotische Apokalypsen, transhumane Foken, Jaktation, hybridestes Finale“. Seine Sprache wurde zunehmend ironischer, trotziger und bösartiger. Eine Sprache, mit der er das Leben auf eine letzte Probe stellen wollte. Krisengeschüttelte

Jahre, deren Fortgang er ohne Gnade beobachtete:

Jungdeutschland, hoch die Aufbauschiebefahne!

Ichflucht als Weltflucht, die im radikalen Nonkonformismus endete. Ein Veränderter blickt auf sich selbst zurück und spricht von sich in der dritten Person. Während bei Brecht, Tucholsky, Kisch oder Mühsam politisch ambitionierte Literatur entstand, verlor Benn sich in die finstersten Szenerien seiner Halluzinationen. Wuchs bei ihm „sein urwaldblühender Nihilismus". Für ihn war der Nihilismus ein Glücksgefühl: das Irrationale schöpfungsnah und schöpfungsfähig. Die Geschichte erschien ihm dagegen ohne Sinn und ohne Aufwärtsbewegung:

Natürlich höre ich die große Frage der Zeit: Ich oder Gemeinschaft, Hingabe an den sozialen Verband oder Selbstgestaltung, Politisierung oder Sublimierung; wie weit ist es erlaubt, sich abzusondern, sich zurückzuziehen, seiner Aristokratie zu leben, sich auf die Spitze zu treiben - aber ich habe keine andere Antwort darauf, als die, die das Dasein mich lehrt: es ist alles erlaubt, was zum Erlebnis führt.

Da war es also, das Ferment seiner Unruhe! Das Motiv seiner Verweigerung! Nämlich die Selbstgestaltung, die Selbstverwandlung, die Absonderung: Rönne hielt sein eigenes Gehirn in beiden Händen und forschte danach, was mit ihm noch möglich war. Wie soll man da leben? Hat der Schriftsteller das Recht, sich ausschließlich seiner eigenen Phantasie, seiner Individualität zu widmen? Sich abzusondern? Oder die Pflicht, sich in der Arbeiterbewegung am Klassenkampf zu beteiligen? Sich als Lieferant politischer Propaganda zu betätigen? Das sind die uralten Fragen, die sich in den sechziger und siebziger Jahren noch einmal wiederholen sollten. Für Egon Erwin Kisch war Benn „ein in seine krankhaften (schizophrenen) Hemmungen eingesponnener Snob". Ein irrationaler Träumer, dem sich die politisch engagierten Autoren haushoch überlegen fühlten. Eine Einschätzung, die sich später bei den Nationalsozialisten fortsetzen sollte. „Die Armen wollen immer hoch und die Reichen nicht herunter. Schaurige Welt, kapitalistische Welt. Aber nach drei Jahrtausenden Vorgang darf man sich wohl dem Gedanken nähern, dies sei weder gut noch böse, sondern rein phänomenal...", antwortete seinerzeit Gottfried Benn auf die Kritik von Kisch.
Berlin also, Mehringdamm 12/Ecke Yorkstraße: An all diese Worte und Ereignisse mußt du dich zurückerinnern, „wenn du die Nacht allein bestehst, etwas getrunken, doch nicht trunken durch den Schnee und Staubungen und Funken, Gottweißwoher den Heimweg gehst". Als wir den Flur des Hauses Nr. 12 betreten, registriere ich den Geruch des rotbraunen Treppenbelags: die abgenutzten Stellen durch die zahllosen Schuhe, die darüber hinweggingen. Und überall die Verbotsschilder! Daß das Einstellen von Kinderwagen und Fahrrädern im Treppenhaus nicht gestattet sei! Daß der Eintretende leise gehen möge! Daß er nicht rauchen dürfe! Daß er im Flur nicht auf Einlaß warten solle! Was für eine Menschen- und Weltverneinung! Und trotz der Verbote und Reglementierungen stehen mehrere türkische Frauen vor der Praxis des Frauenarztes Dr. med. Roland Roupp und warten auf das Öffnen der Tür. Es sind offensichtlich die gleichen Praxisräume, in denen schon Benn „von morgens 8 Uhr an höflich und nichtssagend seine Schmutzfinken von Patienten empfangen" hat: „Die Praxis ist mikroskopisch klein, nahezu unsichtbar, uneinträglich, degoutant", klagte er 1929.

Was mich angeht, so lebe ich ausschließlich von einem gewerblich erworbenen Einkommen, meine künstlerischen Arbeiten haben mir, wie ich gelegentlich meines vierzigsten Geburtstages berechnete, im Monat durchschnittlich vier Mark fünfzig, während eines Zeitraumes von fünfzehn Jahren eingebracht.

Linker Hand neben dem Haus Nr. 12 befindet sich noch immer die *Belle-Alliance-Apotheke*. Rechter Hand der Lottoladen, danach das Juwelengeschäft und *Cosmos*, die Spielhalle. Zwei Häuser weiter Nr. 34, *Vogts Bierexpress* am Mehringdamm: früher wohl das Musikcafé, dessen Geräusche Benn so oft belauschte. Nachts in seinem Schlafzimmer am geöffneten Fenster stehend:

Ich lösche das Licht… und atme den Laut.

Ein Reservat der Zeitlosigkeit. Und darin achtzehn Jahre lang eine isolierte, aussichtslose, monologische Existenz, die alles wahrnahm und beobachtete. Alles intensive Welt, unmittelbarer Lebensstoff, den es zu notieren galt, während auf der Yorkstraße die braunen Bataillone im Kolonnenschritt zum Brandenburger Tor marschierten. Einer, der im Abseits stand. Ein Vergessener und Verfemter, der vorübergehend an den Geist des imperativen Weltbildes geglaubt hatte. An die Disziplinierung der Massen, an Zucht und Form. Doch „sein Nihilismus war eine sublime Variante der allgemeinen Bankrottstimmung, die den Nationalsozialisten zum Siege verhalf", heißt es bei Dieter Wellershoff in seinem Benn-Buch von 1958. Und nach dem zweiten Weltkrieg ein zweites Mal vergessen und verfemt. Ein zweites Mal in stummer, apathischer Opposition. Aber „ich mache mir nichts mehr aus alledem und tue nichts, um mich beliebt zu machen".
Alles ist Altern. Und es altert der Gesinnungsliterat der Kollektive, und es altert der Individualliterat der eigenen Aristokratie. Und Gottfried Benn alterte „mit vollkommen zusammengekniffenen Lippen". In dieser Zeit schrieb er mehrere Bücher, die er weder im Krieg noch nach dem Krieg veröffentlichen durfte. 1937 war er in die Bozener Straße 20 gezogen und hatte danach von 1941 bis 1945 als Oberarzt in Landsberg an der Warthe gedient. Im Juli 1948 publizierte Benn als Zweiundsechzigjähriger (wieder) seinen ersten Text. Dr. Werff Rönne, der Selbstverwandler und Selbsterfinder war in das Laboratorium seiner Sprache zurückgekehrt. Gottfried Benn, der introvertierte, kontaktscheue Mensch, wurde nach Jahren der Vergessenheit und Ignoranz ein zweites Mal berühmt. Und die Menschen?

Amateure der Zivilisation und Troubadoure des westlichen Fortschritts.

Ein Dichter, der aus seinem inneren Dschungel in die Ödnis der Außenwelt zurückgekehrt war. So saß er im *Dramburg*, dem Ecklokal seiner Straße und beobachtete die essenden und trinkenden Gäste, trank sein „kleines Helles" oder den „Klaren" und kritzelte manchmal ein paar Gedichtzeilen auf das Papier:

So sahst Du über die Erde
u. hast die Welt gedacht
Meergrau u. Inferno verde
der Urwaldnacht –

Orangen u. Karnivore
das ist Bahia, am Meer,

m Oktober 1951 erhielt Benn den *Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*. Zwei Monate nach seinem siebzigsten Geburtstag stirbt Benn, am 7. Juli 1956.
Berlin als Assoziationserlebnis. Jemand, der sein Buch liest, richtet sich darin ein, ist damit unterwegs, geht damit auf Reisen: Ortskundige und Fremde gleichermaßen. Jede Zeit ist eine Zeit des Umbruchs: eine Sekundenfalle, in der du dich entscheiden mußt. Gerade hier in der kleinbürgerlichen Gemütlichkeit von Kreuzberg, fern vom Rationalismus und Funktionalismus des Neuen Berlin, in dem die jungen Neonazis wieder fahnenschwenkend durch das Brandenburger Tor marschieren. Und für die andern, die nach Charlottenburg zurückstreben, für die Selbstdenker und Liebhaber chemisch-elektrischer Gehirnprozesse, gibt es noch zwei Destillen zur Erfrischung: Das *York-Schlößchen* an der Ecke Yorkstraße/Hornstraße und das alte *Leydicke*, die Weinbrennerei und Likörfabrik von 1877 in der Mansteinstraße 4, kurz nach den York-Brücken. Dort kannst du sitzen und träumen. Wie viele Schriftsteller verträgt Berlin? Unbegrenzt viele. Die Eingesessenen und die Hinzuströmenden. Alles in allem die Atmosphäre verzauberter Tristesse, die jeden Leser und Schreiber mitten ins Herz trifft. Und hier in einem der beiden alten Lokale wirst du ein Bild erleben, das schon Benn erlebte: „… doch etwas Schräges und Versinkendes lag, schien mir, über dem Raum,

er hatte die Form und Täfelung eines Schiffsinnern: Ein Torpedo, das in die Tiefe schoß, ja, dieser Eindruck drängte sich mir auf, etwas Abgleitendes, eine Gemeinschaft, die versinkt, mit Bildern wie Ölflecke…“, heißt es in seinem *Provoziertes Leben*, einem *Ullstein*-Taschenbuch von 1959.

Walter Aue, aus Walter Aue: *Auf eigene Faust. Spurensuche in Berlin*, Anabas Verlag, 2001